

Aus dem Nebel

Dieser Samstagmorgen begann trübe.

Nicht nur draußen. Auch meine Gedanken schienen schwer zu sein. Kein Gegenstand drängte sich auf, keine Frage wollte unbedingt beantwortet werden. Da waren nur viele einzelne Dinge: die Familie, die sich gerade auf den hundertsten Geburtstag meiner ältesten Tante vorbereitet, Nachrichten aus der Nachbarschaft, die junge Frau aus Uganda, deren ganz persönlicher Weg durch erstaunlich viele politische Entscheidungen und gesellschaftliche Bedingungen hindurchführt. Und irgendwo dazwischen mein eigener Platz.

Politik erscheint mir dabei immer wieder als ein merkwürdig amorphes Gebilde. Ich erfahre mich als von ihr betroffen. Ich entdecke sie in Zusammenkünften, in denen Menschen ihre unterschiedlichen Rollen mitbringen und miteinander etwas anfangen. Ich sehe sie in Gesetzen, Verwaltungen und Parlamenten, aber ebenso in einer Ausbildungsstelle, einer Busverbindung oder einer Familiengeschichte.

Und neuerdings führt eine dünne Linie sogar bis nach Berlin.

Vor einiger Zeit habe ich einem Bundestagsabgeordneten geschrieben. Ich weiß nicht, was mein Brief dort ausgelöst hat. Vielleicht wurde er gelesen, besprochen, weitergereicht, abgelegt. Vielleicht blieb ein Satz hängen. Ich kann mir diese andere Welt, in die ich hineingeschrieben habe, kaum vorstellen.

Gerade das scheint etwas geöffnet zu haben.

Als hätte jemand einen Korken aus einer Flasche gezogen.

Plötzlich fließen Gedanken, die vorher darin eingeschlossen waren. Nicht, weil ich nun wüsste, wie Politik funktioniert. Im Gegenteil. Mir wird immer deutlicher, wie wenig ich davon weiß. Aber ich habe erfahren, dass ich aus meinem kleinen Lebensraum in einen anderen hineinsprechen kann.

Vielleicht hat mich gerade diese Erfahrung wieder zum Schreiben gebracht.

Wobei das eigentlich nicht stimmt.

Denn zuerst schreiben und danach denken oder zuerst denken und anschließend aufschreiben – so sauber lassen sich die Dinge gar nicht trennen. Manchmal entsteht ein Gedanke erst zwischen den Wörtern.

Ich lasse sie laufen.

Ein Wort stößt auf eine Erinnerung. Eine Erinnerung zieht eine andere nach sich. Zwei Erfahrungen, die jahrzehntelang nichts miteinander zu tun hatten, stehen plötzlich nebeneinander. Etwas passt nicht. Also unterscheide ich. Ich gehe zurück, ändere einen Satz, entdecke dabei einen neuen Gedanken und merke irgendwann, dass aus dem Nebel ein Weg entstanden ist.

Schreiben und Denken greifen ineinander.

Das eine trägt das andere.

Dabei begegnet mir zunehmend meine eigene Geschichte.

Ich sehe die Entscheidungen, die mein Leben geformt haben. Ich habe keine Band gegründet und bin Sänger geworden. Ich habe mathematische Gedanken, die mich einmal sehr beschäftigt haben, nicht weiterverfolgt und bin Wissenschaftler geworden. Aus meinen abstrakten Bildern ist kein Künstlerleben entstanden. Ich habe eine Lehrerstelle in Wipperfürth nicht angenommen, sondern bin nach Schmallenberg gegangen. Ich habe der damals noch jungen Informatik den Rücken gekehrt und das Referendariat begonnen.

Andere Möglichkeiten sind damit verschwunden.

Vielleicht wird ein Leben tatsächlich in gewisser Weise immer kleiner. Je weiter wir gehen, desto mehr Wege liegen hinter uns, die wir nicht mehr nehmen können.

Und gleichzeitig geschieht etwas Merkwürdiges.

Der Erfahrungsraum wird größer.

Die einzelnen Abschnitte meines Lebens beginnen sich voneinander abzuheben. Bochum war anders als Schmallenberg. Köln anders als das Sauerland. Heute ist anders als vor zwanzig Jahren und ganz anders als vor sechzig.

Es sind beinahe Raum-Zeit-Pakete, die ich mit mir trage.

Damals war ich dort, mit diesen Menschen, unter diesen Bedingungen, mit diesem Wissen und diesen Möglichkeiten. Später war ich ein anderer an einem anderen Ort. Und langsam werden aus diesen Paketen nicht nur Erinnerungen, sondern unterscheidbare Geschichte.

Meine Geschichte.

Und vielleicht lerne ich gerade deshalb Geschichte überhaupt neu sehen.

Nicht mehr nur als Abfolge von Jahreszahlen, Regierungen, Kriegen oder gesellschaftlichen Veränderungen, sondern als Überlagerung vieler solcher Raum-Zeit-Pakete. Menschen leben an bestimmten Orten, in bestimmten Zeiten, unter Bedingungen, die sie sich nur teilweise ausgesucht haben. Sie treffen Entscheidungen, lassen Möglichkeiten zurück, öffnen andere.

Manchmal habe ich das wohl schon früher gespürt, ohne einen Begriff dafür zu haben.

Da war dieser Schüler, der sich dem Schulbetrieb fast vollständig verweigerte. Es dauerte lange, bis es gelang, ihn vorsichtig in den Unterricht und in das soziale Geschehen hineinzuführen. Eines Tages sagte er mir unter vier Augen: „Ich hasse Menschen.“

Ich antwortete: „Dann muss das ja auch für mich gelten.“

Das traf ihn. Nicht, weil ich ihn widerlegen wollte. Er wollte mich nicht verletzen. Vielleicht wollte er mich auch nicht verlieren.

Also fragte ich ihn, ob er sich daran erinnern könne, wie er drei Jahre zuvor gedacht und gesprochen hatte.

Natürlich konnte er das.

„Und kannst du dir vorstellen, dass du in drei Jahren auf den schaust, der du heute bist, und wieder anders denkst?“

Auch das konnte er sich vorstellen.

„Dann lass dir diese Möglichkeit offen.“

Vielleicht war das damals schon eine kleine Lektion über Zeit.

Nicht: Du irrst dich.

Nicht: So darfst du nicht denken.

Sondern: Du musst heute noch nicht endgültig wissen, wer du morgen sein wirst.

Vielleicht ist das einer der kostbarsten Gedanken, die ich aus meinem Berufsleben mitgenommen habe.

Und vielleicht übe ich ihn heute noch immer ein, nur in viel kleineren Situationen.

Wenn meine Mutter ungeduldig wird und etwas unbedingt so oder so haben möchte, sage ich inzwischen seltener: „Nein“ oder „Das ist falsch.“

Manchmal sage ich nur:

„Hm. Mal sehen.“

Das klingt nach fast nichts.

Aber vielleicht steckt darin mehr, als ich lange dachte.

„Mal sehen“ heißt nicht, dass alles gleichgültig wäre. Es heißt auch nicht, dass ich keine Meinung habe. Es lässt nur einen kleinen Spalt offen zwischen dem, was jetzt ist, und dem, was noch werden kann.

Vielleicht braucht Zukunft genau diesen Spalt.

So ähnlich beginnt sich mir auch Politik zu zeigen.

Nicht als großer fester Gegenstand irgendwo außerhalb meines Lebens.

Eher als Bewegung zwischen solchen Erfahrungsräumen.

Eine Entscheidung in Berlin trifft irgendwann auf ein Leben in Schmallenberg. Eine politische Strömung verändert die Möglichkeiten einer jungen Frau aus Uganda. Eine Verwaltungsregel entscheidet darüber, ob ein Weg leicht oder beinahe unüberwindbar wird. Eine gesellschaftliche Stimmung verändert, wie Nachbarn miteinander sprechen.

Und gleichzeitig schreiben wir aus unseren kleinen Räumen zurück.

Manchmal sogar nach Berlin.

Vielleicht liegt darin etwas Hoffnungsvolles.

Nicht darin, dass sich der Nebel plötzlich hebt und wir endlich sehen, wo es hingeht.

So weit bin ich nicht.

Aber ich beginne zu ahnen, dass Zukunft vielleicht gar nicht zuerst als fertiges Bild vor uns stehen muss.

Vielleicht lässt sie sich zunächst anders wahrnehmen.

Als Möglichkeit.

Als Unterschied zwischen dem, was ist, und dem, was auch sein könnte.

Als Raum, der noch nicht ausgefüllt ist.

Meine eigene Lebenserfahrung hilft mir dabei möglicherweise gerade deshalb, weil sie begrenzt ist. Ich weiß inzwischen, dass Wege sich verzweigen. Dass Entscheidungen Folgen haben. Dass scheinbar Selbstverständliches zwanzig Jahre später ganz anders aussehen kann. Dass Orte Menschen verändern und Menschen Orte.

Und dass ein Mensch nicht für immer der bleiben muss, der er heute zu sein scheint.

Vielleicht gilt das sogar für Gesellschaften.

Ich weiß auch, dass ich niemals alles sehen werde.

Der Nebel gehört dazu.

Aber vielleicht muss Zukunft gar nicht vollständig sichtbar werden, damit wir eine Richtung fühlen können.

Vielleicht reichen manchmal einige Konturen.

Ein Mensch.

Eine Erfahrung.

Eine Unterscheidung.

Ein Satz, der sich plötzlich öffnet.

Ein vorsichtiges: „Hm. Mal sehen.“

Und dann dieses leise Gefühl, dass hinter dem, was ich gerade erkennen kann, noch etwas weitergeht.

An manchen trüben Morgen genügt mir das schon.

Der Nebel ist noch da.

Aber der Gedanke fließt wieder.